GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Work-Life-Balance + Wissenschaft = unvereinbar? Zur exkludierenden Vergeschlechtlichung einer entgrenzten Lebensform

Paulitz, Tanja; Goisauf, Melanie; Zapusek, Sarah

2015

https://doi.org/10.25595/2667

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Paulitz, Tanja; Goisauf, Melanie; Zapusek, Sarah: *Work-Life-Balance + Wissenschaft = unvereinbar? Zur exkludierenden Vergeschlechtlichung einer entgrenzten Lebensform*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 7 (2015) Nr: 2, 130–144. DOI: https://doi.org/10.25595/2667.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/gender.v7i2.19317

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Tanja Paulitz, Melanie Goisauf, Sarah Zapusek

Work-Life-Balance + Wissenschaft = unvereinbar? Zur exkludierenden Vergeschlechtlichung einer entgrenzten Lebensform

Zusammenfassung

Work-Life-Balance (WLB) gilt als vielversprechendes Konzept, um Arbeit und Leben zu vereinbaren und die Gleichstellung der Geschlechter voranzutreiben. Der Artikel geht der Frage nach, wie sich dieser Anspruch im traditionell entgrenzten Feld der Wissenschaft darstellt, besonders im Hinblick auf den im Konzept verankerten Anspruch der Geschlechtsneutralität. Auf der Grundlage einer qualitativen empirischen Studie an einer österreichischen Universität argumentieren wir, dass sich die Annahme einer grundsätzlichen Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Familie zu einem exkludierenden Diskurs im Feld ausgeformt hat: WLB wird auf die Frage der Vereinbarkeit von Kindern und Karriere verkürzt und diese wird insbesondere Frauen zugewiesen; dadurch wird ihnen zugleich der Rang einer vollständigen Wissenschaftlerin abgesprochen.

Schlüsselwörter
Work-Life-Balance, Wissenschaft, Geschlecht, Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Summary

Balancing academic work and life: Exploring gendered exclusions at the academic workplace

The concept of work-life balance appears to be highly promising when it comes to improving the balance between professional and private life, and promoting a more gender-neutral way of framing this issue. The article investigates the question of how this demand for gender-neutrality presents itself in the academic field, which is traditionally characterised by a blurring of the boundaries between work and life. Based on a qualitative-empirical study at an Austrian university we argue that the assumption of incompatibility between academia and family life has become a gendered and excluding discourse in the field: Work-life balance is reduced to balancing childcare and a career and this is primarily assigned to women, who are then denied the status of fully dedicated academics.

Keywords
work-life balance, academia, gender, reconciliation of family and working life

1 Einleitung

Der Begriff „Work-Life-Balance“ (kurz: WLB) machte in den letzten Jahren eine steile Karriere: Sowohl auf organisationaler und betrieblicher als auch auf medialer und wissenschaftlicher Ebene wurde das in diese Formel gefasste Verhältnis von Erwerbsarbeit und Privatleben zum Gegenstand von Forschung, Programmen und Maßnahmen (für einen Überblick vgl. Oechsle 2010). Mit der Verbreitung von WLB[1] als Begriff (und

1 Verwandte Begriffe sind etwa „familienfreundliche Personalpolitik“ bzw. „work-family-conflict“ oder „work life integration“. Obwohl diese begrifflichen Ausdifferenzierungen auf eine uneinheitliche Definition und Verwendung der Ansätze verweisen, teilen sie den Fokus auf ein ausgeglichenes Verhältnis von Arbeit und Privatleben (Oechsle 2010: 234f.).

der Entwicklung entsprechender Zugänge) war der Anspruch verbunden, vor allem jene Zugänge abzulösen, deren Fokus enger gefasst war und vorrangig auf der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie lag. Mit dem terminologischen Gegenpol des Lebens gegenüber der Arbeit soll der Blickwickel bei WLB über den Lebenskontext Familie hinaus erweitert und so der steigenden Ausdifferenzierung von Lebensformen in der Gesellschaft Rechnung getragen werden. Darüber hinaus ist mit dem Konzept der WLB das Anliegen nach einem geschlechtsneutralen Zugang zur Thematik verbunden (vgl. Oechsle 2010: 234f.).

Die innovative Leistung von WLB, so könnte man zugespitzt zusammenfassen, liegt dem Anspruch nach also darin, die Frage der Vereinbarkeit von Arbeit und anderen Lebensbereichen als existenzielle Grundfrage für alle Menschen zu betrachten, unabhängig davon, ob sie Familienarbeit oder Sorgearbeit für andere übernehmen, für ihr eigenes (z. B. gesundheitliches) Wohl Sorge tragen, sich politisch engagieren oder neben der Erwerbsarbeit anderen persönlichen Interessen nachgehen.

Die Diskussion um WLB trifft dabei auf eine Situation, in der auch tiefgreifenden gegenwärtigen Veränderungen in den Arbeitsverhältnissen Rechnung zu tragen ist. Im akademischen Kontext, vor allem in der Arbeitssoziologie, wird der aktuelle Wandel gesellschaftlicher Arbeit insbesondere als Entgrenzung von Arbeit und Leben analysiert, mit der die klassischen Sphärengrenzen der bürgerlichen Gesellschaft zunehmend unscharf geworden seien (vgl. Voß 2007: 101; für eine geschlechterkritische Diskussion vgl. auch Janczyk 2009). Folgt man dieser Entgrenzungsdiagnose, so gilt es heute Bereiche auszubalancieren, die institutionell zunehmend weniger voneinander getrennt werden. Wenn zum Beispiel die berufliche elektronische Post immer auf das private Smartphone kommt, unabhängig davon, ob die Arbeitnehmer_in auf Dienstreise ist oder am Wochenende am Baggersee liegt, ist das Ausbalancieren verschiedener Lebensbereiche nicht allein eine Frage der Regelung von Arbeitszeiten im Betrieb.

Eine solche Abgrenzung zwischen Berufs- und Privatsphäre liegt im Arbeitsfeld Wissenschaft traditionell nicht vor. Gerade hier gilt von jeher das Verschwimmen der Grenzen als Bedingung für die Teilnahme und den Verbleib in diesem Feld (vgl. Beaufaÿs/Krais 2005). Im vorliegenden Beitrag wird dieses Feld in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Es kann zum einen aufgrund eben jener Besonderheit unscharfer Grenzziehungen als prädestinierter empirischer Fall entgrenzter Arbeit betrachtet werden. Zum anderen ist durchaus offen, wie ein für den Bereich von Erwerbsarbeit entwickeltes Konzept wie WLB mit dem entgrenzten Gefüge wissenschaftlicher Tätigkeiten zusammengebracht werden kann. Vor dem Hintergrund dieses breiteren Problemhorizonts beschäftigt sich der Beitrag mit der Frage, wie sich die mit WLB formulierten Ansprüche auf ein breiteres Konzept des Lebens und auf Geschlechtsneutralität für den Bereich der Wissenschaft darstellen. Wie begreifen Wissenschaftler_innen das Verhältnis zwischen Arbeit und anderen Lebensbereichen und wie werden darin die spezifischen Anforderungen, die die Wissenschaft stellt, zum Ausdruck gebracht? Besonders mit dem Aspekt der Geschlechtsneutralität von WLB eröffnet sich dabei die Frage, wie es um die Vergeschlechtlichung der Balance von Arbeit und Leben im Bereich der Wissenschaft bestellt ist.

Ausgehend von einer knappen Darstellung des theoretischen und methodischen Zugangs legen wir im Folgenden die Ergebnisse einer qualitativen empirischen Un-

tersuchung an einer österreichischen Universität vor. Die Veränderungen der letzten Jahre im österreichischen Hochschulsystem, deren Trends knapp mit den Stichworten „Bologna-Reform", „Prekarisierung" und „Ökonomisierung" sowie der weitgehenden Abschaffung von unbefristeten Beschäftigungsverhältnissen im wissenschaftlichen „Mittelbau" umrissen sind, weisen große Ähnlichkeiten mit den Verhältnissen anderer Länder, insbesondere Deutschland, auf. Vergleichbar sind ebenso der Anteil der Frauen in der Wissenschaft, die Muster vertikaler und horizontaler Segregation wie auch Gleichstellungspolitiken wie „Gender Mainstreaming" und „Diversity Management".

Auf der Grundlage der in unserer Untersuchung erbrachten Befunde argumentieren wir, dass sich der relativ neue, sich geschlechtsneutral profilierende WLB-Ansatz nicht umstandslos in wissenschaftliche Organisationen, wie eine Universität, einführen lässt, da er dort auf feldspezifische vergeschlechtlichte Denkordnungen trifft. Unsere Studie zeigt, dass im wissenschaftlichen Feld ein exkludierender Diskurs erkennbar ist, der insbesondere Frauen trifft. Leitend für diesen Diskurs ist die Annahme einer grundsätzlichen Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Familie, indem Frauen einerseits die Notwendigkeit der Vereinbarung zugeschrieben wird, deren reibungslose Umsetzung ihnen andererseits zugleich abgesprochen wird.

2 Work-Life-Balance im Feld der Wissenschaft

Arbeits- und geschlechtersoziologisch betrachtet versucht WLB zu harmonisieren, was vorwiegend im Zuge der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft und mit der Auflösung der vormodernen Wirtschaftseinheit des ganzen Hauses getrennt wurde. Mit der historischen Trennung von Erwerbs- und Privatsphäre gingen geschlechtliche Zuweisungsmuster einher, nach denen Frauen primär für die private Reproduktionsarbeit zuständig gemacht wurden (vgl. Hausen 1976; Beer 1990; Klinger 2013). Die Einbindung in die Erwerbsarbeit, wie sie für Frauen außerhalb des Bürgertums unvermindert historisch real war und wie sie insbesondere in der jüngeren Vergangenheit auch von bürgerlichen Frauen gefordert bzw. inzwischen für diese auch zur normativen Vorgabe wurde, hat Regina Becker-Schmidt (2010) in den 1980er-Jahren als „doppelte Vergesellschaftung" sozialwissenschaftlich auf den Begriff gebracht. Die damit entstehenden gesellschaftlichen Widersprüche, nämlich die Vereinbarung von reproduktiven und produktiven Tätigkeitsbereichen, wurden, wie Becker-Schmidt bemängelte, nicht gesellschaftlich strukturell gelöst, sondern an die Frauen individuell delegiert.

Mit seinem Anspruch, die gesamte Breite gelebten Lebens über den engeren Kontext von Kindern und Familie hinaus zu berücksichtigen und geschlechtliche Zuweisungsmuster zu unterlaufen, hat WLB als vielzitierte Maßnahme der Organisationsentwicklung längst auch die Wissenschaft erreicht. Allerdings existieren für diesen Bereich nur vergleichsweise wenige empirische Studien (vgl. Buchmayr/Neissl 2006; Dressel/Langreiter 2002, 2008).

Hier möchte der vorliegende Beitrag ansetzen, wobei über den Fokus auf das individuelle „Grenzmanagement" (Aulenbacher/Binner/Kubicek 2013) von Arbeit und Leben hinausgegangen werden soll und dieses stärker in den Kontext der spezifischen

Anforderungen und Konventionen in der Wissenschaft, insbesondere an der Universität, gerückt wird. Im Anschluss an geschlechtersoziologische Überlegungen, die maßgeblich auf Konzepten Pierre Bourdieus aufbauen (Beaufaÿs/Krais 2005; Beaufaÿs 2004, 2006, 2008; Engler 2000; Krais 2000, 2010), wird hierfür Wissenschaft als soziales Feld verstanden, das „nicht über ein fixiertes Gerüst von Positionen […], sondern über die Praxis der Akteur[_innen]" (Krais 2000: 40) konstituiert wird und zugleich für die Akteur_innen einen „Horizont des Möglichen" (Krais 2000: 39) absteckt.

Damit wird analytisch soziale Wirklichkeit in sozialen Praktiken verortet, in denen sich die Herstellung dieser vollzieht und re-aktualisiert. Als soziale Praktik kann ein „Bündel von Aktivitäten" (Reckwitz 2003: 289) verstanden werden, die zusammen ein bestimmtes soziales Phänomen konstituieren und formen. Das bedeutet, wir richten den Blick auf die „doings and sayings" (Schatzki 1996: 89) der Akteur_innen. Praktiken ergeben allerdings nur im Kontext des jeweiligen sozialen Feldes Sinn, da dieses ja gerade nach den jeweils feldspezifischen Regeln über die Praxis der Akteur_innen konstituiert wird (vgl. Krais 2000: 40). Das heißt, die Alltagspraktiken von Wissenschaftler_innen, wie etwa bestimmte Praktiken des Forschens und Publizierens, erlangen nur im Feld der Wissenschaft die entsprechende Bedeutung. Die Spezifika des wissenschaftlichen Feldes finden ihre Entsprechung in einer Praxis, die einmal von Jürgen Mittelstraß (1982) mit der Formulierung „Wissenschaft als Lebensform" gefasst wurde. Diese Lebensform fordert, so Sandra Beaufaÿs aus geschlechtersoziologischer Perspektive und auf der Grundlage einer empirischen Untersuchung, eine „WissenschaftlerInnenpersönlichkeit, die so vollkommen von ihrem Gegenstand absorbiert ist, dass sie kein anderes Leben als das der Forschung mehr kennt" (Beaufaÿs 2006: 12). Über diese Praktiken werden so auch, wie die genannten geschlechtersoziologischen Studien im Anschluss an Bourdieu zeigen, Frauen und Männer im wissenschaftlichen Feld konstruiert, hierarchisch angeordnet und damit in- bzw. exkludiert. Die darin vorliegenden Hinweise deuten darauf, dass mit dem *doing science* ein *doing gender* einhergeht (vgl. Beaufaÿs/Krais 2005). Daran anschließend fragen wir nicht nach Geschlecht im Sinne vergeschlechtlichter Träger_innen der Praxis als Handelnde und Sprechende, sondern legen den Fokus darauf, wie die Vereinbarung von Wissenschaft und anderen Lebensbereichen vergeschlechtlicht wird, wo und in welcher Weise sie geschlechtlich markiert, d. h. von den Akteur_innen des wissenschaftlichen Feldes als Geschlechterthema verstanden wird.

3 Diskursive Praktiken im wissenschaftlichen Feld analysieren

Ausgehend von diesem Forschungsinteresse richtet sich der analytische Fokus auf die Praktiken des wissenschaftlichen Feldes und die in diesem Zusammenhang stattfindende Konstruktion von Geschlecht. Damit sind vor allem Lesarten praxistheoretischer Ausrichtung anschlussfähig, mit denen diese Praktiken am vorliegenden Interviewmaterial untersucht werden können.

Die empirische Basis der Untersuchung bilden 44 Interviews, die mit Wissenschaftler_innen verschiedener Statusgruppen[2], breit gestreut über wissenschaftliche Fächer, im Rahmen des größeren Projektzusammenhangs[3] im Jahr 2013 geführt wurden.[4]

Orientiert am problemzentrierten Interview (Witzel 2000) spannte der eingesetzte Leitfaden einen Bogen von der Berufsbiografie über Schilderungen des akademischen Arbeitsalltags und der jeweiligen Forschungspraxis, insbesondere auch den damit einhergehenden Anforderungen und Erwartungen, bis hin zum Verhältnis von Wissenschaft und anderen Lebensbereichen. Eine geschlechtliche Kodierung von Wissenschaft und WLB wurde im Zuge des Interviews zumeist von den Befragten selbst hergestellt. Eine explizite Nachfrage zur Bedeutung des Geschlechts für die jeweiligen persönlichen Erfahrungen stellte die Interviewerin erst am Ende des Interviews, sofern Geschlecht zuvor nicht ohnehin thematisiert wurde. In der Analyse wurden mit Blick auf die konkreten, in den Interviews generierten Erzählinhalte einerseits und die Art und Weise der Darstellung andererseits offen thesengenerierende Interpretationen relevanter Passagen im Team durchgeführt. Im Zentrum der Analysearbeit stand die *diskursive* Praxis, d. h. diejenige Praxis, die im Sprechen der Akteur_innen zur Äußerung gelangt und die auf umfassendere gesellschaftliche Denklogiken und Rahmengegebenheiten verweist. Im Anschluss an Michel Foucaults Diskurstheorie gehen wir davon aus, dass diese Denkrahmen als symbolische Ordnungsgefüge bestimmte Möglichkeiten bereitstellen, was in einer bestimmten historischen Zeit als denkbar und damit auch sagbar gilt (vgl. u. a. Foucault 1991 [1970]). Damit legen wir eine praxistheoretische Lesart der Foucaultschen Diskurstheorie zugrunde, wie sie u. a. auch im Anschluss an Andreas Reckwitz verfolgt werden kann, der argumentiert, dass „Diskurse selbst nichts anderes als Praktiken [sind], d. h. wiederum bestimmte […] Aktivitäten der Produktion und Rezeption von Äußerungen, die von einem impliziten Wissen der Hervorbringung und Rezeption getragen werden" (Reckwitz 2008: 193f.). Ein praxeologisch gewendeter Diskursbegriff ermöglicht es, Diskurse nicht auf Ideen oder Ideologien zu verkürzen, die einem tatsächlichen Handeln gegenübergestellt werden, sondern ihre Produktion und Reproduktion in einem alltäglichen praktischen Handlungsraum zu verorten und zu untersuchen. In einer Verbindung von Bourdieuscher Feldtheorie und praxeologisch gelesener Diskurstheorie verstehen wir die „*diskursive Praxis* [als] rückgebunden […] an die Logik des jeweiligen sozialen Feldes" (Paulitz 2012: 55; Herv. i. O.). Damit fokussieren wir nicht auf symbolische Ordnungen, die quer zu Institutionen und Feldern bestimmte historische Zeitabschnitte

2 Entsprechend der hochschulrechtlichen Stellung des Staates Österreich wurden folgende Statusgruppen einbezogen: Projektmitarbeiter_innen (9 Interviews), Doktorand_innen (7), Postdoc/Qualifizierungsvereinbarung (5), Assistenzprof. (9), Außerordentliche Prof. (6), ordentliche Prof. (8).

3 Das strategische Projekt „WLB KFU – Schwerpunktprogramm Work-Life-Balance" wurde vom Rektorat der Karl-Franzens-Universität Graz finanziert und von Dr.in Barbara Hey, MBA, Koordinationsstelle für Geschlechterstudien, Frauenforschung und Frauenförderung, geleitet. Der Entwicklung von WLB-Konzepten für den Organisationskontext Universität vorgeschaltet wurde eine Forschungsphase, in deren Rahmen u. a. die hier präsentierte qualitative Interviewstudie entstand. Der Zeitpunkt der Datenerhebung für die vorliegende Studie liegt also noch vor der Einleitung organisationaler Veränderungsprozesse zur Verbesserung von WLB an der hier untersuchten Universität.

4 Im Sample sind Männer und Frauen zu ungefähr gleichen Teilen repräsentiert. Die Auswertung wurde nicht nach Geschlecht differenziert angelegt, sondern es wurden vergeschlechtlichende Äußerungen im Sinne des *doing gender* analysiert.

en gros strukturieren, sondern richten unser Hauptaugenmerk auf jenen Denkrahmen, der die „doings“ und „sayings“ eines spezifischen Feldes organisiert.

Forschungspraktisch wurde in der Auswertung im Sinne des theoretischen Samplings der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1998) thesengenerierend vorgegangen, indem kontinuierlich vergleichend und kontrastierend Interviews aus dem Sample ausgewählt und analysiert wurden, bis nach 20 Interviews von einer theoretischen Sättigung der dabei entstandenen materialübergreifenden Thesen ausgegangen werden konnte. Die nun dargestellten Ergebnisse zur Vergeschlechtlichung von WLB in der Wissenschaft sind im Zuge dieser Analyse entstanden und stellen einen wesentlichen Teilertrag der analytischen Arbeit dar.

4 Die diskursive Praxis der Unvereinbarkeit von Familie und Wissenschaft für Frauen

Grundsätzlich ist in den Interviews eine sich durch das gesamte Sample ziehende und für die Analyse aufschlussreiche Leerstelle erkennbar: Um Lebensbereiche außerhalb der Wissenschaft bleibt es in den Interviews relativ still. Wenn überhaupt, dann werden sie in Form eines stereotyp begrenzten Repertoires wiederkehrender Hobbys wie z. B. Lesen oder Laufen sehr schnell abgehandelt. Der Familienarbeit wird hingegen eine Sonderstellung zugesprochen: In den Interviews wird regelmäßig betont, Kinder und Wissenschaft seien unvereinbar. In ihrer Regelmäßigkeit begreifen wir diese Konstellation von *Leben* als Leerstelle und *Familie* als mit Wissenschaft nicht kombinierbarem Lebensbereich als Äußerungen eines Diskurses, den wir kurz als Unvereinbarkeitsdiskurs bezeichnen. Diesem Diskurs zufolge ist die Vereinbarkeit von Wissenschaft und Kindern außerhalb des Denk- und Sagbaren im untersuchten Feld. Dies gilt jedoch, näher besehen, nicht für alle Mitglieder der Wissenschaft, sondern wird allein mit der Gruppe der Frauen verbunden. Frauen haftet also, so der hier zentrale Befund, durchgängig das Thema Kinder und Familie an. Mehr noch, die Vereinbarkeitsfrage in der Wissenschaft hat sich als Problem für und von Frauen diskursiv verfestigt. Dies kann daran abgelesen werden, dass diese Problematisierung beständig und über alle gegenteiligen, durchaus in den Interviews immer wieder benannten Erfahrungen hinweg reproduziert wird. Gerade hier sind die Brüche, die sich in den Äußerungen der Befragten erkennen lassen, besonders aufschlussreich. Sie geben einen deutlichen Hinweis darauf, dass die von Einzelnen gelebte bzw. persönlich erfahrene Praxis und die dominante Denkordnung auseinanderfallen. Auf diese Weise steht zu vermuten, dass der Unvereinbarkeitsdiskurs zwar nicht prinzipiell jede Vereinbarung von Wissenschaft mit Familie von Frauen unmöglich macht, doch vermutlich die selbstverständliche Lebbarkeit integrierter Lebensentwürfe begrenzt oder – zumindest – sie so praktisch außerhalb des denk- und artikulierbaren Möglichkeitsraums positioniert.

Die für die Analyse sehr aufschlussreichen Brüche in den Darstellungen der Akteur_innen über ihre Arbeit und ihr Feld werden, um diesen Gesamtbefund nun Schritt für Schritt im Detail zu betrachten, dann besonders bedeutsam, wenn zwar alltagsprak-

tische Umsetzungen der Vereinbarung anhand eigener Erfahrungen erzählt werden, zugleich jedoch an der Unvereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Kind(ern) festgehalten wird, wie die folgende Interviewpassage verdeutlicht:

„Was die Karenzzeiten [Elternzeiten], also wenn man Kinder hat, anbelangt. Das ist ein Problem. […] Wenn die Person während der [Projekt]Laufzeit rausfällt, ist das, was dann quasi als Loch entsteht, das kann ich nicht hinten anhängen. Also das wissen die aber alle. Das ist ein Problem. Das ist ein großes Problem. Wir haben es bis jetzt immer retten können. Also es ist noch nie passiert. […] Reden Sie vielleicht mal mit [einer Mitarbeiterin], die hat ein Kind gekriegt, relativ spät sogar, und die hat sich entschieden, Kind. Dann ist dieses Loch entstanden und dann ist sie schon, während sie noch Kinderzeit gehabt hat, ist sie immer wieder gekommen. Habe ich gesagt: [Name der Mitarbeiterin], ich will dich hier nicht sehen, weil [dein Kind] ist ja klein. [nächster Satz indirekte Rede der Mitarbeiterin] Ah, man wird so blöd im Kopf, immer nur. […] Und ich glaube, sie wäre unglücklich, wenn sie nur mit dem Kind alleine herumsitzen würde" (o. Prof. WLB_23: 166–178)[5].

In dieser Interviewpassage wird grundsätzlich das Problem der diskontinuierlichen Präsenz in der Wissenschaft bedingt durch Elternzeit hervorgehoben. Allerdings wird gleich danach das Beispiel einer Mitarbeiterin erzählt, die ein Kind bekommen habe, woraufhin ein „Loch" entstanden sei. Konkret schließt diese Erzählpassage mit einer positiven Einschätzung der Mitarbeiterin und ihrer Hartnäckigkeit, Wissenschaft zu betreiben und – in der pejorativen Formulierung des „Alleine-mit-dem-Kind-Herumsitzens" vorgebracht – sich nicht ausschließlich dem Kind zu widmen. Der in dieser Interviewpassage feststellbare Bruch zwischen der Problemdarstellung, dass Kind(er) und Wissenschaft grundsätzlich nicht oder nur schwer vereinbar seien, und dem gewissermaßen im selben Atemzug erzählten Beispiel, in dem diese Vereinbarung gelebt wird, bildet ein wiederkehrendes Muster in den Interviews: Obwohl auf Alltagsbeispiele aus der eigenen Erfahrung zurückgegriffen werden kann, die auf eine gelingende Vereinbarung von Wissenschaft und Kind(ern) verweisen, wird am Gegenteil, nämlich an der grundsätzlichen Problematisierung, festgehalten. Insbesondere in der Formulierung, man habe es „immer retten können", steckt ein Hinweis darauf, dass es sich bei dem Erzählten nicht um einen Einzelfall handeln kann. Aber auch die Sicht auf die Sachlage als „Rettung" zementiert die dominante Problemwahrnehmung, denn Rettung braucht es in der Not, in einer Krise, bei drohendem Untergang oder Verlust. Damit verdeutlichen diese Äußerungen, dass Elternkarenz eben nicht im Sinne normaler Abläufe im Leben von Wissenschaftler_innen und im Universitätsbetrieb erscheint. Der Unvereinbarkeitsdiskurs wird also gerade durch solche auffälligen Brüche zwischen dominanten grundsätzlichen Äußerungen über Vereinbarkeit als Problem einerseits und erzählten Gegenbeispielen andererseits sichtbar, die im Blick der Akteur_innen allenfalls als Ergebnis eines Krisenmanagements, aber nicht als selbstverständlicher Teil organisationaler Praktiken Gestalt annehmen. Im Anschluss daran kann aus der folgenden Passage aus einem Interview mit einem Mitarbeiter, der selbst in Elternzeit war, verdeutlicht werden, wie dieser Diskurs unverkennbar geschlechtlich codiert wird: Obwohl er per-

5 WLB_23 bezeichnet das Interviewkürzel, gefolgt von der Zeilenangabe im Transkript im Programm MaxQDA. Entsprechend der am *doing gender* orientierten analytischen Haltung werden im Folgenden die Interviewpartner_innen von uns nicht standardmäßig geschlechtlich klassifiziert, sondern nur dort, wo es im Sinne der Interpretation der Daten bedeutsam wird, dass die Akteur_innen als geschlechtlich klassifiziert in der sozialen Welt agieren.

sönlich die Karenzzeit nicht als „Loch" in seiner Vita wahrgenommen hat, problematisiert der Mitarbeiter Elternzeiten in Bezug auf Frauen und nimmt Männer dezidiert davon aus. So sei das hartnäckige Erdulden auch prekärer Anstellungsverhältnisse in der Wissenschaft etwas, das

„kann ich vielleicht leichter als Mann, der irgendwie im Hinterkopf nicht so eingeprägt die Vorstellung hat, dass irgendwann einmal zwischen 28 und 35 sowieso so eine Art Bruch kommen wird in der Karriere. […] Währenddessen […] ich schon den Eindruck hatte, dass Frauen das natürlich in ihrer Lebensplanung mithaben und auch die Konsequenzen, die das hat im Allgemeinen. Und es kann sein, dass in Vorausschau auf diese ohnehin irgendwann einmal auch gewollte Diskontinuität, dass man da vielleicht von diesem Wickel-Wackel an der Universität sich ein bisschen abgeschreckt fühlt. Dass Frau sich da vielleicht ein bisschen abgeschreckt fühlt" (Projektmitarbeiter WLB_41: 446–455).

Während man es also „als Mann" leichter habe, sei bei Frauen der Karriereknick quasi vorprogrammiert. Dieser Geschlechterbezug stellt ein wesentliches Element des Unvereinbarkeitsdiskurses dar. Noch weiter zugespitzt wird die als spezifisches „Frauenproblem" verstandene Unmöglichkeit der Vereinbarkeit in einer Passage aus einem anderen Interview:

„Es ist jetzt gerade für Frauen extremst schwierig. Weil irgendwann sollte doch noch irgendwie auch Familie ein bisschen Platz haben. Und ich denke mir, gerade irgendwie so vom Timing her, ich meine, es gibt nie den richtigen Zeitpunkt, aber da dann irgendwie irgendwann dazwischen noch Kinder zu kriegen. Auf die Kinder dann zu schauen auch. Und dann nebenbei noch zu publizieren und am Ball zu bleiben. Das ist schon irgendwie ein Ding. Da geht es uns Männern gut. Das muss man einfach echt sagen. Das ist wirklich eine ziemliche Krux [Problem]. Also ich bin mit dem Problem deshalb im Besonderen konfrontiert, weil wir haben ja eigentlich fast nur Kolleginnen. […] Und wenn die [Frauen] aber dann irgendwie so in die Wissenschaft drängen, […] da muss man sich echt überlegen: Wie schaffe ich das familiär? Ich meine, das geht alles, wenn man es wirklich will. Aber da muss man halt schon irgendwie extremst dabeisein" (Ass. Prof. WLB_02: 179–187).

Die Zuspitzung wird in einer weiteren Generalisierung deutlich: Die Formulierung, dass Frauen „in die Wissenschaft drängen", und der Hinweis, dass dies angesichts familiärer Verpflichtungen problematisch sein könnte, wirft die Frage auf, ob ein vom Interviewpartner in dieser Form konstruierter Lebensentwurf für Frauen überhaupt mit der Wissenschaft vereinbar ist. An diesen und anderen, ähnlich gelagerten Äußerungen wird deutlich, dass die Annahme der Unvereinbarkeit im Wesentlichen auf einer zweiten Annahme basiert, nämlich die Zuständigkeit und Verantwortung für die Vereinbarung von Karriere und Familie traditionell als „Frauensache" zu betrachten. Auf diese Weise werden Frauen geradewegs zu (potenziellen) Müttern gemacht. (Antizipierte) Mutterschaft erscheint als unvereinbar mit der im untersuchten Feld geforderten „Lebensform Wissenschaft", in deren Rahmen die gesamte Leidenschaft und Zeitverfügbarkeit der Akteur_innen der Wissenschaft allein zu gelten habe. Ohne dass also Frauen explizit, d. h. in direkt diskriminierender Form, vom Platz verwiesen werden, haben solche Äußerungen doch eine enorme Sprengkraft, da sie das Potenzial besitzen, das Verhältnis von Frau und Wissenschaft grundsätzlich im Sinne eines latenten Antagonismus zu fassen und auf fundamentaler Ebene als Problemkonstellation zu behandeln.

Die Zuschreibung, dass Frauen für die Kinderbetreuung zuständig sind und dies einen „Hinderungsgrund" für eine wissenschaftliche Karriere darstellt, wird auch im

folgenden Zitat aus dem Interview mit einer Wissenschaftlerin gemacht. Dies geschieht in einer Weise, die die widersprüchliche Situation, die Frauen in der Wissenschaft alltäglich praktizieren, veranschaulicht:

„Ich merke selber, […] ich habe immer so getan, als sei ich kinderlos an der Uni. […] und dann habe ich mich intuitiv immer bemüht, möglichst *full time* zur Verfügung zu stehen und nicht anmerken zu lassen, dass ich Kinder habe, weil Kinder ein Hinderungsgrund sind" (o. Prof. WLB_05: 338–345).

Das hier geäußerte Spannungsverhältnis, die Vereinbarung alltäglich zu bewerkstelligen und diese Praxis zugleich unsichtbar zu machen, verbleibt letztlich im Artikulationsraum des Unvereinbarkeitsdiskurses. Dessen Wirkmächtigkeit wird hier besonders deutlich, weil die Befragte die Unvereinbarkeit entgegen ihrem eigenen widersprüchlichen Erleben noch weiter untermauert. Wie sich außerdem im weiteren Verlauf des Interviews zeigt, hat sich der Diskurs in seiner vergeschlechtlichten Form geradezu in das emotionale Erleben und die verkörperte Praxis „eingenistet". Folgt man der Aussage der Befragten, so handelt es sich um etwas, das auf der Ebene der Affekte verankert ist. In diesem Fall handelt es sich um Affekte, die an Frauen einen besonders strengen Maßstab der Darstellung von vollständiger Verfügbarkeit für und ungebrochener Hingabe an die Wissenschaft anlegt. Das folgende Zitat zeigt diese Affektebene in einer Mischung aus kritischer Reflexion und Bekräftigung:

„Ich glaube, da muss ich mich sehr an die eigene Nase fassen, wenn unsere Assistentin, die jetzt eine befristete Stelle hat und in dieser Zeit ihre Dissertation schreiben soll, wenn die jetzt ein Kind bekäme und das würde sich verzögern, würde ich wahrscheinlich unterschwellig ein bisschen aggressiv werden. […] Mit solchen Sachen muss ich dann umgehen, also ich verhalte mich dann nicht so, aber ich merke, ich habe diese Affekte, dass ich das unwillkürlich verlange von Frauen, dass sie auch zeigen, dass sie sich vor allem für den Job engagieren" (o. Prof. WLB_05: 353–359).

In diesem Sinne erhält die Spielregel, auf dem wissenschaftlichen Feld kontinuierlich präsent zu sein, eine sehr konkrete, geschlechterkonstituierende Einfärbung:

„dass also Kinder in der Wissenschaftskultur nach wie vor nicht als förderliches Element erlebt werden, weil dann bist du ja nicht voll da und so weiter. Also das gibt es sicher nach wie vor, auch bei uns im Haus, das ist überhaupt keine Frage" (ao. Prof. WLB_25: 620–622).

Unvereinbarkeit bezieht sich dabei nicht nur im streng ökonomischen Sinne darauf, dass in die Kinderbetreuung Ressourcen fließen, die der wissenschaftlichen Produktivität dann fehlen, sondern als unvereinbar wird alles – aber vor allem Kinder – dargestellt, was einem hauptsächlich der Wissenschaft gewidmeten Leben im Weg stehen könnte. Kurz: Neben der Wissenschaft kann nur jenes noch Platz finden, was sich eben auch wirklich nebenbei tun und jederzeit wieder lassen lässt, wie z. B. die immer wieder benannten „Hobbys" wie Lesen oder Sport. Kinder stehen hingegen in dieser diskursiven Logik paradigmatisch für ein mit der Wissenschaft konkurrierendes Lebensprojekt. Während es offenkundig für Männer (u. a.) in der Wissenschaft durchaus legitim ist, Familie und Kinder als nebenbei zu betreibenden marginalen Bereich zu behandeln, wird dies für Frauen als nahezu unmöglich dargestellt und so eine unhinterfragte Norm von Mutterschaft im Sinne ungeteilter Verfügbarkeit für das Kind mitgeführt.

Im Rahmen dieses Unvereinbarkeitsdiskurses finden wir folglich, so lässt sich an dieser Stelle zwischenbilanzieren, *vergeschlechtlichte* und wiederum *vergeschlechtlichende* Zuschreibungen: Erstens werden Frauen *als Frauen* konstruiert, indem alle Frauen als potenzielle Mütter dargestellt werden und damit tendenziell unter „Generalverdacht" stehen, es mit der „Lebensform Wissenschaft" nicht vollständig ernst zu meinen. Daher bedarf es von ihnen möglicherweise verstärkter Anstrengungen in der Darstellung unbegrenzter Verfügbarkeit für die Wissenschaft. Zweitens wird die Verantwortung für Kinderbetreuung und damit die Aufgabe der Vereinbarung von Kind(ern) und Wissenschaft Frauen zugeschrieben. Und Wissenschaft wird – drittens – generell als unvereinbar mit Kind(ern) dargestellt.

Dieser Denklogik folgen ganz unterschiedlich positionierte Akteur_innen, d. h. unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Position in der universitären Hierarchie, ihrer Forschungspraxis und ggf. eigener Elternschaft. Dies legt den Schluss nahe, dass es sich um einen ausgesprochen hartnäckigen Diskurs im untersuchten Feld handelt, der als hintergründiges Wissen zu Widersprüchen in den Alltagserfahrungen der Akteur_innen beiträgt.

Deutlich wird auch, dass es sich beim Unvereinbarkeitsdiskurs um alles andere als um ein leicht zu destabilisierendes Wissen handelt. Mit beachtlicher Regelmäßigkeit organisiert er die Äußerungen der Akteur_innen und erscheint aufgrund der rekonstruierten Widersprüche weitreichender als bloße Rhetorik, nämlich im vollen Sinne der Diskurstheorie eben als jene „Wahrheiten" und präreflexiven Überzeugungen konstituierend, an die die Akteur_innen gewissermaßen in ihrem tiefsten Innern glauben.

Ein weiterer Aspekt des bisher dargestellten Befundes verdeutlicht die spezifischen Anforderungen des wissenschaftlichen Feldes im Zusammenhang mit den feldtypischen unscharfen Grenzen zu anderen Lebensbereichen und führt dies in seiner vergeschlechtlichten Ausformung vor Augen: Zunächst einmal wird die Kompensation von Abwesenheit aufgrund von Elternzeit ganz im Sinne der Argumentation zur „doppelten Vergesellschaftung" selbstverständlich in die Verantwortlichkeit der individuell betroffenen Frauen gelegt – nicht nur von männlichen Befragten, sondern auch häufig von den befragten Frauen selbst. Dabei übernehmen die betroffenen Frauen aktiv die Verantwortung für die (vorgeblich) von ihnen verursachte „spezielle Situation" und versuchen, diese mit einem Mehr an kontinuierlicher unbegrenzter Präsenz bzw. mit dahingehenden Signalen, unbegrenzt erreichbar zu sein, auszugleichen. Dieser Ausgleich führt zu einer starken Aufweichung der Grenzen zwischen beruflicher und privater Sphäre, um der zentralen feldspezifischen „Spielregel", uneingeschränkt verfügbar zu sein, zu entsprechen; insbesondere dann, wenn sie durch die Interpretation von Elternzeit als „Loch" diskursiv infrage steht. So zeigen die Interviews, wie die Wissenschaftlerinnen daran arbeiten, ihre Präsenz im wissenschaftlichen Betrieb aufrechtzuerhalten, indem sie etwa auch in der Karenzzeit an Institutssitzungen teilnehmen oder die Arbeit in die eigenen vier Wände holen:

„Ich bin im Prinzip auch jederzeit erreichbar, auch jetzt, weil ich weniger lokal da bin. […] Also bei mir kommen meine Studenten, sie kennen alle mein Wohnzimmer bereits. […]. Ich bin ständig erreichbar, es hat jeder auch meine Handynummer, also ich kriege auch Anrufe" (Ass. Prof. WLB_19: 187–190).

In dieser Interviewpassage werden Praktiken beschrieben, die ein *Präsent-Sein* in der Wissenschaft trotz Abwesenheit am universitären Arbeitsplatz fortsetzen, auch wenn diese deutlich die Schwelle der Privatsphäre überschreiten. Als Kompensationssignal, um die mit der Elternzeit erfolgte Verletzung der „Spielregeln" auszugleichen, kommt diesen Praktiken zur Aufrechterhaltung der Präsenz daher eine zentrale Bedeutung zu, sie werden insbesondere für Frauen zu einer Taktik, sich „im Spiel" zu halten.

In den Interviews sind allerdings auch alternative Erzählungen auffindbar. Sie werden von den Befragten, wenn auch nur vereinzelt, klar als eine Art Gegenentwurf eingebracht und machen so nicht zuletzt die geltenden Regeln in der Geste der Kritik explizit. Denn zeitweilig scheinen im Datenmaterial auch Beispiele auf, in denen außer der Wissenschaft noch ein anderes Lebensprojekt ausdrücklich als lohnenswert und wichtig formuliert wird. Die folgende Passage weist darauf hin, dass es für die „Lebensform Wissenschaft" auch eine „Welt da draußen" geben kann:

„Also ich meine, man kann nicht generalisieren, das soll man auch nicht, aber so in Zusammenarbeit mit kinderlosen Kolleginnen und Kollegen und Kolleginnen und Kollegen, die Kinder haben, muss ich sagen, letztere eben haben eher vielleicht auch noch das Bewusstsein, dass es eine Welt da draußen gibt. Und das ist manchmal nicht das schlechteste" (o. Prof. WLB_24: 760–763).

Hier zeigt sich die Wirkung des Unvereinbarkeitsdiskurses nun in einer anderen Spielart: Das Vorhandensein einer Familie wird positiv bewertet, letztendlich aber über seine Nützlichkeit für die Wissenschaft legitimiert. Dies wird zunächst ausschließlich auf die Frage des Kinder-Habens bezogen und auf diese Weise zwar in einer Form eingebracht, die Vereinbarkeit auf das Duo „Kinder und Karriere" reduziert, doch auf den ersten Blick immerhin dazu tendiert, sich zwar vorsichtig, aber dennoch dem Unvereinbarkeitsdiskurs etwas zu entziehen. Zumindest bringt diese Äußerung die Überzeugung vor, dass Vereinbarkeit durchaus auch eine mögliche gelebte Praxis sei. In ähnlicher Weise findet sich dies auch in folgendem Zitat, das den Aspekt der Reproduktion der wissenschaftlichen Arbeitskraft in den Vordergrund stellt:

„Ich möchte eine Familie haben und ich habe mir das wirklich, ohne, dass ich mir vielleicht gedacht habe, dass es mit der Karriere gleich gut weiter geht, habe ich gesagt: Ich will lieber eine Familie und, wenn dann noch das dazu kommt, dass ich es schaffe, dann ok. Und vielleicht war das auch der Motor für mich, also das ist, glaube ich, schon der Fall. Ich glaube, ich wäre ohne Familie jetzt gar nicht so erfolgreich, weil, mein Gott, dann hätte man auch nichts, wofür man lebt. Und man hat auch Abwechslung, also man hat auch vielleicht die Abwechslung, die notwendig ist, damit man kreativ bleibt. Wie gesagt, wenn man Familie hat, dann in einem ganz anderen Leben steht, man muss sich einfach mit diesen Menschen auseinandersetzen und kann einmal wirklich abschalten. Und da tankt man auch auf" (Ass. Prof. WLB_08: 372–379).

Familie wird hier geradezu zum Erfolgsmotor wissenschaftlicher Karriere, da sie als Instanz der Sinnstiftung und als kreativitätsfördernd dargestellt wird. Bei allem kritischen Impetus knüpfen alternative Darstellungen, in denen Vereinbarkeit als möglich präsentiert wird, auf diese Weise immer auch an die grundsätzliche Logik des Feldes an und greifen auf deren Deutungsmuster zurück, um sich Legitimität zu verschaffen. Sie sind daher als Versuche zu interpretieren, den überwiegend diskursiv ausgeblendeten und delegitimierten Lebensentwurf einer Integration von Wissenschaft und anderen Lebensbereichen mit Geltungsansprüchen auszustatten. Dass diese Geltungsansprüche

wieder aus einer Zweckdienlichkeit für die eigentlich zentrale „Lebensform Wissenschaft“ bezogen werden können, zeigt, dass andere Entwürfe derzeit offenkundig kaum diskursivierbar sind.

5 Zusammenfassung – WLB als vergeschlechtlichter, exkludierender Diskurs

Hinter dem Konzept WLB steht die erklärte Absicht, Vereinbarkeit nicht nur im Zusammenhang von Arbeit und Familie zu denken, sondern ein vielfältigeres Verständnis von Leben aus einer geschlechtsneutralen Perspektive zu berücksichtigen. Die Erkenntnisse aus der vorgestellten empirischen Studie zeigen jedoch, dass WLB im Kontext universitärer Wissenschaft auf die Frage der Vereinbarkeit von Kindern und Karriere verkürzt und damit eben genau nicht in der mit dem Konzept verbundenen Offenheit und Breite gedacht wird. Und auch der genauere Blick auf das untersuchte Feld verweist auf eine grundlegendere, den konzeptuellen Anspruch der Geschlechtsneutralität zentral tangierende Problematik: So betonen die Befragten fast durchgängig, Kinder und Wissenschaft seien unvereinbar. Allerdings erscheint diese Unvereinbarkeit als Thema nur dann in den Gesprächen, wenn es um Frauen in der Wissenschaft geht. Dieser hartnäckige vergeschlechtlichte Unvereinbarkeitsdiskurs scheint die Möglichkeit einer Wissenschaft und andere Lebensbereiche integrierenden Lebensführung aus dem Denk- und Sagbaren herauszukatapultieren. Die Wirkmächtigkeit des Unvereinbarkeitsdiskurses wird gerade in zahlreichen Argumentationsbrüchen in den Interviews deutlich, die zeigen, dass auch die Erfahrung gelungener Vereinbarung von Kind(ern) und Karriere die Überzeugung, beides sei unvereinbar, nicht auszuhebeln vermag. Geschlechtlich codiert wird dieser Diskurs in einer sehr expliziten und klaren Weise: Wissenschaftlerinnen werden als Frauen im Sinne potenzieller Mütter problematisiert und stehen damit tendenziell unter „Generalverdacht“, es mit der „Lebensform Wissenschaft“ nicht vollständig ernst zu meinen. Unvereinbarkeit ist damit direkt bezogen auf die Schlüsselvorstellung von Wissenschaft als Lebensform und stellt die vergeschlechtlichte, genauer: die explizit feminisierte Variante dieser Vorstellung dar. Dieser zufolge geht es nicht darum, neben der Wissenschaft noch Anderes zu betreiben, sondern das Leben ausschließlich der Wissenschaft zu widmen, sodass daneben nur jenes noch Platz finden kann, was keine eigenen Forderungen auf Zeitinvestment und Aufmerksamkeit stellt. Die den Frauen zugeschriebenen (potenziellen) Kinder stehen hingegen, anders als dies offenkundig bei Männern der Fall ist, in der diskursiven Logik paradigmatisch für ein mit der Wissenschaft konkurrierendes Lebensprojekt. Ohne dass Frauen also explizit „vom Platz verwiesen“ werden, ist die problematische exkludierende Kraft dennoch nicht zu übersehen, nämlich die naheliegende Vorstellung, Frauen und Wissenschaft grundsätzlich als (potenziell) unvereinbar zu behandeln. Für Wissenschaftlerinnen entsteht damit ein kaum auflösbares Zuschreibungsdilemma: Wie kann wissenschaftliche Arbeit insbesondere mit Familie vereinbart werden, wenn ein Leben außerhalb der Wissenschaft gar nicht denk- und sagbar sein darf? Infolgedessen wird die Kompensa-

tion von Abwesenheit aufgrund von Elternzeit in die Verantwortlichkeit der individuell betroffenen Frauen gelegt, die, um dem Leitbild der Wissenschaft als Lebensform zu entsprechen, zunehmend Arbeit und Leben entgrenzen, um im vollen Sinne *Wissenschaftlerin* zu bleiben. Ob nun Vereinbarkeit oder Work-Life-Balance: Die Harmonisierung zweier Bereiche, die eine lange Geschichte der Trennung hinter sich haben, stellt nach wie vor eine große Herausforderung für gesellschafts- und arbeitspolitische Agenden dar. Denn wie wir am konkreten empirischen Fall gezeigt haben, geht WLB als geschlechtsneutrales Konzept nicht mit den Vergeschlechtlichungen zusammen, die im Feld der Wissenschaft zu finden sind. Die dargestellten Erkenntnisse verweisen auf die Notwendigkeit, vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Zuschreibungen im konkreten Feld aufzuzeigen, da WLB-fördernde Maßnahmen ihr Ziel verfehlen, wenn ihre Voraussetzungen nicht reflektiert werden. Die Kategorie Geschlecht verliert auch in der besten Absicht nicht einfach durch neue Formeln an Bedeutung, da sie in den Köpfen und Praktiken eine beachtliche Persistenz besitzt.

Literaturverzeichnis

Aulenbacher, Brigitte; Binner, Kristina & Kubicek, Bettina. (2013). Sicherheit durch Leistung und die Frage der Geschlechtergleichheit. AssistenzprofessorInnen im Wandel der österreichischen Universitäten und als GrenzmanagerInnen zwischen Wissenschaft und Familie. In Kristina Binner, Bettina Kubicek, Anja Rozwandowicz & Lena Weber (Hrsg.), *Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung* (S. 171–191). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Beaufaÿs, Sandra. (2004). Wissenschaftler und ihre alltägliche Praxis. Ein Einblick in die Geschlechterordnung des wissenschaftlichen Feldes. *Forum Qualitative Sozialforschung*, *5*(2), Art. 10.

Beaufaÿs, Sandra. (2006). Von Goldgräbern und Körperlosen. Mythos und Alltag wissenschaftlicher Lebensführung. In Maria Buchmayr & Julia Neissl (Hrsg.), *work-life-balance & Wissenschaft – ein Widerspruch?* (S. 11–21). Wien, Berlin: Lit Verlag.

Beaufaÿs, Sandra. (2008). Eine Frage der Gauß'schen Normalverteilung. Zur sozialen Praxis der Nachwuchsförderung an Universitäten. In Karin Zimmermann, Marion Kamphans & Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.), *Perspektiven der Hochschulforschung* (S. 133–141). Wiesbaden: VS Verlag.

Beaufaÿs, Sandra & Krais, Beate. (2005). Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. *Feministische Studien, 23*(1), 82–99.

Becker-Schmidt, Regina. (2010). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 65–74). Wiesbaden: VS Verlag.

Beer, Ursula. (1990). *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses.* Frankfurt/Main, New York: Campus.

Buchmayr, Maria & Neissl, Julia. (Hrsg.). (2006). *work-life-balance und Wissenschaft – ein Widerspruch?* Wien, Berlin: Lit Verlag.

Dressel, Gert & Langreiter, Nikola. (2002). Nie Zeit, nie frei – Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen. In Sabine Gruber, Klara Löffler & Klaus Thien (Hrsg.), *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne* (S. 119–136). München: Profil.

Dressel, Gert & Langreiter, Nikola. (2008). Wissenschaftliches Arbeiten – schneller, höher, weiter? Zum (Un-)Verhältnis von Arbeit und Freizeit in den (Kultur-)Wissenschaften. *Forum Qualitative Sozialforschung*, *9*(1), Art. 38.

Engler, Steffani. (2000). Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In Beate Krais (Hrsg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt* (S. 121–151). Frankfurt/Main: Campus.

Foucault, Michel. (1991 [1970]). *Die Ordnung des Diskurses.* Frankfurt/Main: Fischer.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Verlag Hans Huber.

Hausen, Karin. (1976). Polarisierung der Geschlechtscharaktere. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neuere Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Ernst Klett.

Janczyk, Stefanie. (2009). *Arbeit und Leben: Eine spannungsreiche Ko-Konstitution. Zur Revision zeitgenössischer Konzepte der Arbeitsforschung.* Münster: Westfälisches Dampfboot.

Klinger, Cornelia. (2013). Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen* (S. 82–104). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Krais, Beate. (2000). Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In Beate Krais (Hrsg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt* (S. 31–54). Frankfurt/Main: Campus.

Krais, Beate. (2010). Das wissenschaftliche Feld und die Ordnung der Geschlechter. In Regula Leemann & Heidi Stutz (Hrsg.), *Forschungsförderung aus Geschlechterperspektive. Zugang, Bedeutung und Wirkung in wissenschaftlichen Laufbahnen* (S. 19–38). Zürich: Rüegger.

Mittelstraß, Jürgen. (1982). *Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Oechsle, Mechtild. (2010). Work-Life-Balance: Diskurse, Problemlagen, Forschungsperspektiven. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 234–243). Wiesbaden: VS Verlag.

Paulitz, Tanja. (2012). *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850–1930*. Bielefeld: transcript Verlag. http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839418048

Reckwitz, Andreas. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie, 32*(4), 282–301.

Reckwitz, Andreas. (2008). Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 188–209). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Schatzki, Theodore. (1996). *Social Practices – A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press. http://dx.doi.org/10.1017/CBO9780511527470

Voß, G. Günter. (2007). Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel. In Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft* (S. 97–113). Wiesbaden: VS Verlag.

Witzel, Andreas. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, *1*(1), Art. 22.

Zu den Personen

Tanja Paulitz, Prof. Dr. rer. pol., Professorin am Institut für Soziologie der RWTH Aachen. Arbeitsschwerpunkte: Lehre und Forschung aus diskurs- und praxistheoretischer Perspektive in den Bereichen Geschlechterforschung, Wissenschafts- und Technikforschung, Professionalisierung und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung, Genealogie der wissenschaftlich-technischen Moderne, Männlichkeiten und Technik, akademische Wissenskulturen, Netzwerke und Technologien des Selbst.
Kontakt: Institut für Soziologie, RWTH Aachen, Eilfschornsteinstraße 7, 52062 Aachen
E-Mail: tpaulitz@soziologie.rwth-aachen.de

Melanie Goisauf, Mag.ª, Institut für Soziologie, Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, qualitative Methoden, Gewalt im Geschlechterverhältnis, Work-Life-Balance.
Kontakt: Institut für Soziologie der Universität Wien, Rooseveltplatz 2, 1090 Wien, Österreich
E-Mail: melanie.goisauf@univie.ac.at

Sarah Zapusek, Bakk.ª rer. soc. oec., MA, wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG/SNF-Projekt „Exzellenz und/oder Chancengleichheit der Geschlechter“ unter der Leitung von Prof.in Dr.in Heike Kahlert an der Stiftung Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, Wissenschaftssoziologie, qualitative Methodologien und Methoden, Work-Life-Balance.
Kontakt: Stiftung Universität Hildesheim, Universitätsplatz 1, 31141 Hildesheim
E-Mail: sarah.zapusek@uni-hildesheim.de
.